

Während des alljährlichen Urlaubs an der Küste von Zeeland spürt Eline, dass ihre Freundin Lydia sehr angespannt ist. Liegt es vielleicht an ihrem Mann, der so ungeniert drauflosflirtet, oder steckt da etwa mehr dahinter...

LINDA VAN RIJN

ZOUTELANDE



KRIMINALROMAN



INKIJKEXEMPLAAR

Linda van Rijn

Zoutelande

Kriminalroman

Aus dem Niederländischen von Andrea Meyer



INKIJKEXEMPLAAR

INKIJKEXEMPLAAR

Juli

INKIJKEXEMPLAAR

1

KOMMISSARIN SUZANNE DE NOOIJER GING SCHNELLEN Schrittes über den Strand. Das Meer hatte sich zurückgezogen, aber der Sand war noch feucht. Sie kam schnell voran. Es war warm, die Sonne war schon vor Stunden aufgegangen. Als Suzanne gegen fünf Uhr aufwachte, wurde es schon hell. Sie war es gewohnt bei Tagesanbruch hellwach im Bett zu liegen, egal zu welcher Zeit sie ins Bett ging. Wenig Schlaf zu brauchen war Fluch und Segen zugleich. Inzwischen hatte sie es einfach akzeptiert. Ihr Tag hatte somit mehr Stunden, das war schön.

In den Stunden, in denen andere noch schliefen, hatte sie schon viele Probleme gewälzt, besonders wenn sie an einem komplizierten Fall arbeitete. Sobald sich die Rädchen in ihrem Kopf zu drehen begannen, schien es, als würde jede Faser in ihrem Körper aufwachen. Manchmal war es schön,

etwas Zeit zu haben, den Gedanken ungestört freien Lauf zu lassen, aber schon genauso oft hatte auch der kleinste Gedanke an einen Fall den letzten Schlummer vertrieben. Ihr jüngster Fall war erst vergangene Woche ziemlich abrupt gelöst worden, weil der Mann, den sie zuvor als wichtigen Zeugen angesehen hatte, einfach aus dem Nichts ein volles Geständnis ablegte. Suzanne wusste immer noch nicht, warum er das getan hatte, aber laut seinem Anwalt konnte er nicht mehr mit seinen Gewissenbissen leben. Auf jeden Fall hatte sie nach Monaten endlich eine Antwort auf die Frage, wer in Dortmund eine sechzigjährige Frau, in ihrem eigenen Garten, begraben und ihr kurz zuvor den Schädel mit einem Gegenstand eingeschlagen hatte. Der Gegenstand musste hart und schwer gewesen sein, man vermutete mit einem Baseballschläger, aber laut Täter, mit einem stumpfen Hammer. So einer, der jahrelang in einem Schuppen gelegen hatte und sich plötzlich von einem nutzlosen Werkzeug zu einer Mordwaffe wandelte. Das Motiv war noch völlig unklar, aber mit dem Geständnis war der Fall soweit geklärt, dass das Ermittlungsteam halbiert werden konnte. Suzanne gehörte zu den Ermittlern, die man vom Fall abgezogen hatte. In den vergangenen Wochen hatte sie sich mit kleineren Fällen beschäftigt – Einbrüchen, einem Fall von Stalking, der weder Hand noch Fuß hatte, zwei Autobränden. Ihr entschlossener Blick schweifte in die Ferne. Denn sie wusste mit Sicherheit, dass die kommenden Woche anders aussehen würden.

Etwas weiter hinten, auf der Höhe der Pfahlköpfe, hatte sich eine Gruppe von Kollegen versammelt. Etwa zwanzig Meter weiter in Richtung der Dünen, befand sich eine weitere, größere Gruppe von Leuten. Gaffer. Es waren bereits

Sichtschutzwände installiert worden, die im Wind klapperten. Rot-weißes Absperrband hielt die Leute auf Abstand, ein paar Kollegen wurden mit der Aufgabe betraut, die Schaulustigen fernzuhalten. Es war ein wunderschöner Samstagmorgen in der Hochsaison, die Gruppe der Gaffer wuchs rasant. Suzanne warf einen Blick auf das Meer. Die Wellen rollten gemächlich auf den Strand. Der rauschende Rhythmus war so fest in ihrem Kopf verankert, dass sie ihn kaum mehr wahrnahm. Es wehte eine leichte, salzige Brise, die sie auf ihren Lippen kostete.

Sie strich sich eine blonde Haarsträhne aus dem Gesicht, die sich aus ihrem Pferdeschwanz gelöst hatte. Sie klebte an ihrer Stirn. Als Kommissarin trug sie keine Uniform, nur ab und an eine Windjacke mit der Aufschrift „Polizei“ auf dem Rücken. Das bedeutete jedoch nicht, dass sie es sich an so heißen Tagen wie diesen erlauben konnte, in kurzen Hosen zu erscheinen. Ihre Jeans fühlten sich warm um ihre Beine an und in ihre dunkelgrünen Turnschuhe lief der Sand.

In Gedanken machte sie sich bereits eine Vorstellung davon, was sie gleich zu sehen bekommen würde. Sie hielt in ihrem Schritt fast unmerklich inne. Sie brauchte eine Sekunde, vielleicht auch weniger, um sich darauf vorzubereiten. Bilder flitzten vor ihrem inneren Auge vorbei.

Sie konnte sich nie wirklich daran gewöhnen.

Wasserleichen waren nicht so ihr Fall. Und hier in Zeeland gab es ziemlich viele. Sie erinnerte sich an das erste Mal, als sie einen Körper gesehen hatte, der schon lange im Wasser lag. Sie war dreiundzwanzig und hatte gerade als Streifenpolizistin angefangen. Ein Spaziergänger hatte gemeldet, „etwas“ in einem Wassergraben gesehen zu haben. Es war gegen Ende einer Nachtschicht, im späten Frühjahr. Das Gras

an der Uferseite war nass vom Tau. Sie wäre fast ins Wasser gerutscht, was ihre Kollegin witzig fand. An der Stelle, an der der Spaziergänger etwas gesehen haben könnte, war alles zugewachsen. Hohes Schilf hatte ihnen die Sicht versperrt, und am Rand des Wassergrabens trieb ein Teppich aus Entengrütze, abgebrochenen Zweigen und Wasserpflanzen. Sie hatten über eine halbe Stunde lang alles durchgekämmt und wollten die Suchaktion gerade abbrechen, als Suzanne plötzlich in weiter Ferne einen Schuh liegen sah.

Er musste bereits eine Weile dort gelegen haben, wahrscheinlich schon über einen Monat. Theoretisch wusste sie, dass Wasserleichen aufgedunsen waren, ihre Hautfarbe grau und sich im Verwesungsstadium befanden. Aber kein Lehrbuch der Welt hätte sie auf diesen Anblick vorbereiten können. Den Rest des Tages konnte sie ihr Zittern nicht unterdrücken, keinen Bissen hinunterbringen. Und die Tatsache, dass sie sich nicht hat übergeben müssen, hatte sie ihrer Kraft zur Selbstbeherrschung zu verdanken.

Sich daran gewöhnen würde ihr wahrscheinlich nie gelingen, aber inzwischen hatte sie genug Ertrinkungsfälle bearbeitet, um sich nicht mehr davor zu scheuen. Das heutige Opfer hatte nicht lange im Wasser gelegen, das vereinfachte die Sache. Die Identifizierung musste noch stattfinden, aber die Kollegen vor Ort wussten bereits, um wen es sich handelte, da ihr Foto erst vor knapp eineinhalb Stunden unter der Überschrift „Vermisste Personen“ ins System hochgeladen worden war. Strahlendes Gesicht, breites Lächeln, gut aussehende Frau.

Sie hieß Hilde und kam aus Antwerpen, das hatte ihr ihr Kollege Jaap, der jetzt immer heftiger nach Luft schnappend neben ihr herging, vorher noch im Auto erzählt. Die

Vermisstenanzeige wurde von Hildes Ehemann aufgegeben, mit dem sie hier im Urlaub war. Sie ging frühmorgens joggen. Um halb sieben, das wusste der Ehemann, weil er noch schlief und seine Frau ihm um diese Uhrzeit eine Nachricht gesendet hatte, die er lesen würde, wenn er aufwachte. Damit er sich keine Sorgen um sie machen müsse, hieß es. Im Nachhinein betrachtet, eine ironische Aussage oder vielleicht besser gesagt, eine bittere?

Es dauerte anderthalb Stunden, bis sich der Ehemann dann doch Sorgen gemacht hatte, zwei Stunden, bis er sich auf die Suche nach ihr gemacht hatte und eine weitere halbe Stunde, bis er die Polizei gerufen hatte. Es war nie leicht, die Dringlichkeit einer solchen Meldung einzuschätzen. Es sei nicht ihr Ding, einfach wegzubleiben, hatte der Ehemann gesagt. Wenn Suzanne eine Schätzung machen müsste, würde sie sagen, dass es im Schnitt die Hälfte der vermissten Personen nicht deren Ding war, nicht zurückzukommen. Unfreiwillig verschwanden tatsächlich nur die Wenigsten.

Glücklicherweise war sie nicht verantwortlich für die Entscheidung, ob eine Fahndung eingeleitet wird oder nicht. Natürlich gab es Protokolle, aber wie so oft waren die in der Praxis wenig hilfreich. Das Protokoll sah vor, dass nach Kindern eine sofortige Fahndung einzuleiten sei und dass bei Erwachsenen noch etwas zugewartet werden könne, außer, es läge ein Grund vor, der einen sofortigen Einsatz der Suchtruppen rechtfertigen würde. Dieses Protokoll hier sah für Suzanne so aus, als ließe es sich nach Belieben interpretieren. Im Falle der vermissten Hilde hatte der zuständige Inspektor in Absprache mit der Staatsanwaltschaft beschlossen, zunächst ein kleines Team darauf anzusetzen, das sich nach ihr umsehen sollte und nebenher Informationen über

sie zu sammeln. Nachdem Hildes Ehemann Walter – das hat Suzanne gerade vernommen – vor zwanzig Minuten der Polizei telefonisch mitgeteilt hatte, er hätte ihre Kleider gefunden, wurde das Team durch einige weitere Ermittler verstärkt.

Ihr Joggingoutfit und ihre Schuhe lagen ganz am Rand des Strandes, ordentlich gefaltet und gestapelt. Ihre Unterwäsche war auch dabei. In Suzannes Gedanken tauchten Bilder von möglichen Tathergängen auf, die sie jedoch gleich wieder verwarf.

Noch etwa 30 Meter. Sie kniff die Augen zusammen. Trotz ihrer Sonnenbrille störte sie das helle Licht. Die Kollegen und die Pfähle versperrten ihr die Sicht auf das, was dort auf dem Boden liegen musste. „Ich verstehe nicht, dass du das kannst“, hatte Ger, ihr bester Freund, kürzlich noch zu ihr gesagt. „Immer dieses Blut.“

Aber das Blut war nicht schlimm. Das war etwas Technisches. Eine Menge, die man einschätzen konnte, ein Spritzmuster, das sich analysieren ließ. Die Ausbildungstage im Untersuchungslabor für forensische DNA-Analytik hatten ihr unheimlich Spaß gemacht. Die Analysen, die Erkenntnisse, die sich aus einem halben Millimeter menschlichem Material unter einem Fingernagel ergeben, oder wie ein abgebrochenes menschliches Haar oder die Form eines Blutstropfens der Schlüssel zur Lösung eines Falls beitragen können, das fand sie noch immer faszinierend. Dennoch hatte sie sich für eine andere Richtung entschieden. Und sie hatte es nie bereut, denn sie liebte ihren Job. Die Verhöre, die Suche nach den fehlenden Puzzleteilen, den Spuren, das anfängliche Tappen im Dunklen, das der Sache auf den Grund gehen. Die Teamarbeit, intensiv, manchmal

buchstäblich Tag und Nacht. Der Kick, wenn ein Fall gelöst wurde.

Übrigens war nicht jeder Fall blutig. Hier, wo Land und Meer ineinander übergangen, war das Wasser der gefährlichere Feind. Jedenfalls wenn man nicht vorsichtig genug war. In jeder Saison ertranken ein paar Badegäste, egal wie viele Warnkampagnen die Rettungsbrigade und die Polizei auch führten. Das Meer war nun mal kein Schwimmbekken. Suzanne machte sich manchmal darüber Sorgen, dass so viele Leute noch nie etwas von Prielen gehört hatten oder dass Touristen nicht wussten, wie gefährlich Pfahlköpfe sein konnten.

Sie war jetzt beinahe vor Ort. Zwei Kollegen stellen gerade eine Sichtschutzwand auf, die ihr den Blick auf den Tatort nahm. Sie nickte ihnen zu. Sie brauchte sich nicht auszuweisen, sie kannte beide Männer seit Jahren. Das Polizeikorps war nicht so groß.

Es handelte sich um einen vergleichsweise kleinen Tatort: eine Leiche, umgeben von wenigen Metern Strand. Die Frau lag auf dem Rücken, den Kopf zu den Dünen gerichtet, die Beine angewinkelt, das Gesicht nach links gedreht. Die Pfahlköpfe hatten der rechte Rumpfseite Schabwunden und Prellungen zugefügt. Ihr Gesicht wies auf derselben Seite blaue Flecken auf.

Suzanne schloss für einen Moment die Augen. Jeder hatte so seine Eigenarten. Da gab es zum Beispiel einen Kollegen bei der Kripo, der in zwanzig Jahren noch nie eine Leiche angefasst hatte, nicht einmal mit Handschuhen. Solange er niemanden anfassen musste, brachte ihn nichts aus der Fassung. Keinen Körperkontakt zu haben war für ihn die Voraussetzung dafür, die Sache psychisch loslassen zu können.

Und ihr wunder Punkt sind die Augen der Opfer. Zu Beginn hatte sie oft Albträume, in denen sie immer wieder diese starrenden Augen mit ihren leblosen Blicken sah. Sie hatte niemandem etwas davon erzählt, weil sie sich als Grünschnabel dachte, das sei halt Gewöhnungssache. Bis einem älteren Kollege aufgefallen war, dass sie sich jedes Mal unheimlich überwinden musste, bevor sie sich eine Leiche ansehen konnte. Danach hatte er sie gefragt, ob es ihr gut gehe, und diese Frage hatte ihr gereicht, um in Schluchzen auszubrechen. Sie war unheimlich erleichtert, als ihr der Kollege erzählt hatte, dass auch er – und mit ihm noch viele andere – am Anfang auch von diesen Ängsten geplagt worden seien. Dass dies normal sei, und sie ruhig mit anderen darüber sprechen könne.

„Wenn du ihnen nicht in die Augen schaust, ist es erträglicher“, hatte ihr Kollege ihr beigebracht, und das hat ihr geholfen. Seitdem versuchte Suzanne immer, den Augenkontakt mit einer Leiche zu vermeiden.

In den neun Jahren, in denen sie jetzt als Kommissarin arbeitete, wusste sie sich stets besser zu helfen. Heutzutage lief alles fast routinemäßig ab. Nachher, wenn sie sich das Bild des Toten dann ansehen musste, ging ihr das nicht mehr so an die Nieren. Dann war die Distanz schon geschaffen, dann drang der Blick nicht mehr so tief in sie ein.

Die Frau hatte einen hellen Teint, war ziemlich jung, Anfang dreißig. Ihr blondes Haar war feucht und voller Sand, es lag um ihren Kopf drapiert. Suzannes Augen suchten unwillkürlich nach einem Haargummi. Welche Frau joggt den schon gerne mit flatterndem Haar?

Die Haut war fahl, auch bläulich. Eingerissene Lippen, die musste sie sich später noch genauer ansehen. Dem

Pathologen würde dies sicherlich auch nicht entgehen. Ihr Blick glitt über den nackten Körper. Sie war schlank, man könnte sagen mager. Kleine Brüste, lange Beine, rot lackierte Zehennägel. In ihrer Nähe hörte sie das Klicken einer Kamera. Bert, der Polizeifotograf, machte Bilder vom Fundort. Aufnahmen aus der Ferne, aus der Nähe, eingezoomt oder just die wenigen Meter neben der Leiche, und was sonst noch so dazugehört. Fotos, die in den nächsten Stunden – Tagen – ausgiebig untersucht werden. So wie die Leiche. Die würde bald in die Rechtsmedizin überführt werden, wo der Pathologe für die weiteren Untersuchungen zuständig ist. Die von bloßem Auge gut sichtbaren, seitlichen Verletzungen mussten eingehender untersucht werden, obwohl die Pfahlköpfe eine logische Erklärung dafür sein könnten. Suzanne betrachtete die doppelte Reihe von Holzpfählen, die von der Wasserlinie bis zur Mitte des Strandes und an einigen Stellen darüber hinaus, platziert waren. Die beiden parallelen Reihen waren etwa zehn Meter voneinander entfernt. Typisch für diese Gegend, ein beliebtes Fotomotiv. Zudem nützlich, weil sie platziert wurden, um der Erosion entgegenzuwirken. Sie schwächen die Gezeitenströmungen ab, wodurch weniger Sand in Bewegung kommt. Aber sie sind auch gefährlicher, als man denkt. Bei Flut verschwinden die Reihen unter Wasser, unsichtbar für ahnungslose Schwimmer, die sich manchmal schmerzhaft daran verletzten. Die Strömung um die Pfähle herum ist unvorhersehbar, auch etwas, auf das man achten sollte. Suzanne sah sich die Verletzungen noch einmal genauer an, vor allem Schürfwunden und Blutergüsse. Wahrscheinlich lässt sich einfach feststellen, ob ein Zusammenprall mit den Pfahlköpfen tatsächlich die Ursache war und ob dies vor oder nach Todeseintritt

geschehen war. Vorher, vermutete sie, wegen der blauen Flecken. Die Verletzungen an sich sahen übel aus, aber gaben nicht den geringsten Anlass zur Annahme, dass sie zum Tod der jungen Frau geführt hatten.

„Ich bin fertig, hab alles im Kasten“, sagte Bert und scrollte durch die Fotos auf seiner Kamera. Suzanne trat einen Schritt zurück. Mitglieder des technischen Untersuchungsteams gingen umher und hoben gelegentlich etwas auf, aber jeder wusste, dass die Wahrscheinlichkeit noch Spuren im Sand zu finden, gleich Null war. Das Wasser hatte längst alles fortgeschwemmt.

„Sollen wir?“, fragte Jaap, der wieder hinter ihr auftauchte. Soeben, in der Teambesprechung, hatte der Inspektor die Paare aneinandergeschnürt und die Aufgaben verteilt. Sie und Jaap waren verantwortlich für das Finden und Anhören von Zeugen. Suzanne nickte. Ein Mann und eine Frau gingen mit einer Bahre und einem schwarzen Leichensack um die Sichtschutzwand herum in Richtung Leiche.

Suzanne ging bis zu dem Punkt, an dem die Sichtschutzwand ihren Blick auf die Dünen nicht mehr verstellte. Dieser Strandabschnitt war sicherlich nicht der am meisten besuchte und die Chance, Zeugen zu finden, die bereits um halb sieben über den Fußgängerweg durch die Düne gejoggt waren, war nicht besonders groß. Sie blickte auf den Beach Club, der sich etwa 100 Meter weiter links befand. Bis zehn Uhr geschlossen.

„Lass uns mal dort anfangen“, sagte Jaap und nickte zu der mittlerweile recht großen Gruppe neugieriger Leute. Suzanne folgte ihm. Sie bemerkte die Aufregung in der Gruppe, als sie sich ihr näherten. Es war eine seltsame Art von Aufregung: Sensationslust vermischt mit so etwas wie

Abscheu. Trotz der Sichtschutzwände wusste das Publikum schon lange, was los war.

„Ist es diese Joggerin?“, fragte jemand. In den sozialen Medien war bereits eine hastig dahingeschriebene Suchnachricht verbreitet worden, Suzanne nahm an, dass der Ehemann sie ins Netz gestellt hatte.

Sie antwortete nicht. Wie selbstverständlich und ohne viele Worte vorab machten Jaap und sie ihren Job. Suzanne hielt ihre Informationen kurz und sachlich und überließ das Sprechen den anderen. Aber so gerne auch jeder etwas zur Lösung des Falles beitragen wollte, so wenig gab es zu berichten. Keiner hatte etwas gewusst, keiner hatte etwas gesehen, keiner hatte die Frau gekannt. Aus den Augenwinkeln heraus sah sie einen schwarzen Pick-up auf die Sichtschutzwände zufahren. In Gedanken sah sie den Leichensack vor sich, den letzten Teil des Reißverschlusses, der zugezogen wurde.

Sie würde sich wohl nie daran gewöhnen.

INKIJKEXEMPLAAR

September

INKIJKEXEMPLAAR

2

IHRE STIMME KLANG HEISER. KEIN WUNDER, NACHDEM SIE über eine Stunde lang, laut und ausgelassen mit dem Radio mitgesungen hatte, notgedrungen bei heruntergelassenen Scheiben, weil sie die Klimaanlage noch immer nicht hatte reparieren lassen. Was soll's, so bekommt man wenigstens mit, was sich da draußen abspielt, dachte Eline van As nonchalant, obwohl sie jetzt in einen Stau geraten war und sowohl das Tempo als auch die Lautstärke der Musik drosselte. Es mochte zwar schon Ende September sein, Spätsommer, aber dennoch glänzte der Asphalt im Sonnenlicht, dessen Strahlen noch kaum an Kraft verloren hatten. Was für ein Glück, dachte sie, als das Auto völlig stillstand und sie das Gesicht zum offenen Fenster drehte. Auf diese Weise konnte sie sich schon sonnen, bevor sie überhaupt am Strand war.

Nicht, dass sie es nötig gehabt hätte, etwas an ihrem Teint zu tun. „Du siehst aus, als hättest du vier Monate lang an der Costa gelegen, van As“, hatte Joost, ihr Vorgesetzter, letzte Woche wieder einmal als subtile Bemerkung fallen lassen. Eline musste herzlich darüber lachen. Sie konnte nichts daran ändern, dass sie immer so schnell gebräunt war, ganz egal, wie oft sie sich mit Faktor 30 oder noch höher eincremt. Es lag auch an den Haaren, die im Sommer noch blonder wurden als sonst. Dann wirkte ihr Teint sowieso gleich dunkler. Und dass sie am Wochenende ihre Freizeit so oft wie möglich in der Natur verbrachte, hatte natürlich auch seinen Effekt.

Die Autos vor ihr kamen langsam wieder in Bewegung. Eline richtete den Blick wieder auf die Straße und trat sanft aufs Gaspedal. Es war Freitagnachmittag, kurz nach fünf. Laut Navi war es eine zweistündige Fahrt von ihrer Wohnung in Amsterdam nach Zeeland, aber sie rechnete mit mindestens einer halben Stunde Verspätung. Aber das war ihr egal. Etwas, woran sie doch nichts ändern konnte, wie zum Beispiel das Verkehrsaufkommen, konnte ihre gute Stimmung nicht trüben. Sie hatte sich auf die kommende Woche gefreut, auf die gemeinsame Zeit mit ihren Freundinnen, auf stundenlanges Plaudern, Schwimmen, Wein trinken am Strand. Dank der Sommerferien in ihrer Jugend ist Zeeland für sie noch immer das Symbol für Entspannung. Nur schon der Gedanke daran machte sie glücklich.

Eline trat etwas fester aufs Gaspedal. Es war immer noch viel los auf der Straße, aber die Tachonadel zeigte jetzt schon fast auf neunzig Kilometer pro Stunde. Im Radio lief noch immer die Top 40. Unwillkürlich schweiften ihre Gedanken zu ihren Freundinnen.

Wie lange kannte sie Lydia und Sascha eigentlich schon? 25 Jahre? Nein, das musste länger sein. Da gab es ein Bild der drei am Strand von Zoutelande, aufgenommen in dem Jahr, in dem sich ihre Eltern kennengelernt hatten. Die kleinen Mädchen auf dem Schwarzweißbild waren alle drei Jahre alt. Das ist neunundzwanzig Jahre her, und seitdem hatten sie sich jedes Jahr gesehen, manchmal sogar mehrmals. Ohne Ausnahme.

In den ersten Jahren lief alles wie von selbst. Die Eltern von Lydia hatten ein Gästehaus, in dem Elines Eltern und die von Sascha jedes Jahr eine Wohnung mieteten. Zwei oder drei Wochen in den Sommerferien, manchmal vier, wenn die Geschäfte ihres Vaters gut gelaufen waren. Sascha war immer für fünf Wochen mit ihren Eltern da, ihr alljährliches Sommerhighlight, weit weg von der Rotterdamer Wohnung ohne Balkon. Eline selbst ist in Amstelveen aufgewachsen, unweit des riesigen Amsterdamer Bos, einer Parkanlage am Rande der Großstadt. Aber dennoch war der Strand von Zeeland für sie ein Symbol für ihre schönsten Kindheitserinnerungen. Sie fragte sich nie wirklich, warum sie jedes Jahr an denselben Ort fuhren, auch nicht, als es für die Klassenkameraden immer normaler wurde, in Ländern wie Griechenland oder Spanien Urlaub zu machen. Es hatte sie nie in die Ferne gezogen, ebenso wenig wie ihre Eltern. Sie waren, als Eline und ihr Bruder bereits erwachsen waren, noch jahrelang jeden Sommer nach Zeeland gereist, obwohl es das Gästehaus von Lydias Eltern inzwischen schon lange nicht mehr gab.

Sie fühlte einen Stich in der Magengegend, den inzwischen vertrauten Schmerz, wenn sie an ihren Vater dachte. Er hatte gerade noch miterlebt, wie Lydia und Gert im

vergangenen Herbst den Beach Club gekauft hatten, und er hatte sich bereits auf den Moment gefreut, in dem er und ihre Mutter dort Urlaub machen konnten.

„Jetzt ist eine neue Generation dran“, hatte er verkündet. Der in seiner Stimme mitschwingende Stolz war unverkennbar, denn er liebte diese Art von Symbolik.

Leider würde er den Moment nicht mehr erleben, dass das oberste Stockwerk des Beach Clubs im folgenden Jahr als Wohnung vermietet werden würde. Ein seltsamer Husten, mit dem er letzten Herbst nach ungefähr einer Woche doch noch zum Arzt ging, erwies sich als Vorbote einer niederschmetternden Nachricht. Eline konnte sich noch an jede Kleinigkeit an diesem einen Tag erinnern, an dem sie und ihre Eltern ins Krankenhaus gegangen waren, um sich die Ergebnisse der Untersuchungen anzuhören. Irgendwie hatte sie schon die ganze Zeit ein ungutes Gefühl. Ihr Vater war nie krank und jetzt plötzlich dieser seltsame Husten, der einfach nicht vorüberging. Er hatte auch abgenommen, nach eigenem Sagen, weil er nicht schlafen konnte und ihn deshalb alles viel mehr an den Kräften zehrte als sonst. Was natürlich eine unsinnige Diagnose war, aber da Eline an keine anderen Gründe dafür denken wollte, hatte sie ihm geglaubt. Bis ihre Mutter ihn gezwungen hatte, zum Arzt zu gehen, der ihn dann gleich zum Lungenarzt verwiesen hatte. Zehn Tage nach dem Besuch beim Hausarzt hatten sich Eline und ihre Eltern den Befund des Lungenarztes mit offenem Mund angehört. Metastasierter Lungenkrebs, unbehandelbar, noch sechs Monate zu leben.

In sich zusammengesunken, genau so sah sie in diesem Moment ihren Vater. Vom großen, immer fröhlichen Mann,